

Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens

Herausgeber: [s.n.]

Band: 42 (2000)

Nachruf: Totentafel

Autor: Toggenburg, Rudolf / Winzap, Isidor / Schlumpf, Leon

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 30.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Donat Cadruvi (1923–1998)



Regierungsrat Donat Cadruvi zum Gedenken

Mit dem Tod von Donat Cadruvi nahm eine allseits bekannte, markante und profilierte Persönlichkeit von dieser Welt Abschied, womit wohl seine Stimme verstummte, in seinen Taten und Werken lebt er jedoch weiter. Donat Cadruvi starb am Sonntag abend des 1. März 1998 im Kreise seiner Frau und seiner vier erwachsenen Kinder im Alter von 75 Jahren nach längerer Krankheit. Begleitet von annähernd 1000 Personen wurde er drei Tage später im Friedhof St. Joseph beigesetzt, nachdem er letztwillig verfügt hatte, dass keine Grabreden zu halten, sondern bloss die von der Kirche vorgeschriebenen Funktionen durchzuführen seien. Trotz dieses auferlegten Gebotes scheint es uns nun dennoch würdig und

wichtig, seiner in der vorliegenden Jahrbuchausgabe zu gedenken und seine überragenden Verdienste festzuhalten.

Donat Cadruvi wurde als Bürger von Ruschein am 19. September 1923 in Schluen als Sohn des Pieder und der Nesa geb. Bergamin geboren. Nach sechs Jahren Besuch der Primarschule am Geburtsort setzte er seine Ausbildung an der Bezirkssekundarschule Ilanz fort, wo er insbesondere von Prof. Alfons Maissen in den Sprachen, vor allem der romanischen, gefördert wurde. Da seine Eltern finanziell nicht gerade auf Rosen gebettet waren (der im Alter von erst 47 Jahren verstorben Vater war Schreinermeister, die Mutter Schneiderin und Handarbeitslehrerin), entschloss sich der sehr begabte und aufgeweckte Jüngling, im Jahre 1939/40 im Schnellverfahren die kaufmännische Schule in Ragaz zu absolvieren. Nach einem kurzen Aufenthalt in Zürich als Korrespondent kehrte er 1942 in seinen Heimatkanton zurück und nahm hier die Stelle als Sekretär des Kantonsgerichtes Graubünden an. Von den damaligen Richtern, insbesondere vom Präsidenten Dr. Paul Jörimann angeregt, bereitete sich Donat Cadruvi 1946 an der Minerva in Zürich für die Aufnahme in die Bündner Kantonschule vor (1947), die er ein Jahr später mit der Reifeprüfung verließ.

Sein bevorzugter Beruf wäre gewesen, wie er stets selber verriet, „Redaktor und Journalist, doch wo eine entsprechende Anstellung finden? Nicht zuletzt beeinflusst durch seine Vorgesetzten während seiner 4-jährigen Tätigkeit (1942 bis 1946) am Kantonsgericht, schrieb sich Donat Cadruvi 1948 an der «Alma friburghensis» als Student der Jurisprudenz ein. In kürzester Zeit, nach sechs Semestern, mit den höchsten Noten bewertet, schloss er bereits 1951 das Lizentiat mit dem Prädikat «summa cum laude» ab. Nebst den Fächern an der juristischen Fakultät belegte Donat Cadruvi bei Prof. Oscar Vasella französische und italienische Literatur sowie Geschichte und Journalismus. Die akademische Laufbahn beendigte er 1952 mit der Dissertation «Die Gemeindelöser nach bündnerischem Recht» ab und erwarb im gleichen Jahre das bündnerische Anwaltspatent.

Mit dem Eintritt 1955 als Mitarbeiter in das Advokaturbüro Dr. Rudolf Toggenburg in Ilanz, der in den Nationalrat gewählt wurde, begann die steile politische Karriere von Dr. Donat Cadruvi. Der Rückkehr in seine engere Heimat zog er eine Anstellung als Gerichtsschreiber beim Bundesgericht in Lausanne vor. Bald erkannte das Stimmvolk im Kreise Ilanz die Fähigkeiten des jungen Juristen und wählte ihn 1957 zum «President da cumin» und Abgeordneten in den Grossen Rat. Diese beiden Mandate bekleidete er vier bzw. zwölf Jahre lang. Während dieser Amtsperiode fiel ihm zudem die Ehre zu, der Fraktion im Grossen Rat und

der Kantonalpartei der CVP als Präsident vorzustehen. Nachdem Donat Cadruvi während einer kurzen Zeit (1960 bis 1963) dem Kantonsgericht Graubünden angehört hatte, wählte das Bündner Stimmvolk den schon damals weit über die Kantongrenze hinaus bekannten Politiker nach einem überaus hart geführten Wahlkampf in den Nationalrat, dessen Mitglied er während zweier Perioden blieb. Von 1973 bis 1978 bekleidete er das Amt eines Stadtammannes von Ilanz, um in der Folge bis zehn Jahre in die Regierung einzuziehen, sein letztes, jedoch beliebtestes Amt einer überaus fruchtbaren, hervorragenden politischen Laufbahn.

Es würde den Rahmen vorliegender Würdigung bei weitem sprengen, müssten all seine Verdienste um Land und Volk aufgezählt werden. Wir beschränken uns auf einige wichtige Vorlagen, die der Verstorbene geprägt hat.

Während seiner Tätigkeit als Regierungsrat hatte Dr. D. Cadruvi zahlreiche Vorlagen vor dem Parlament zu vertreten, so unter anderem aus dem Energie- und Umweltbereich, das Energiegesetz, Wasserrechtsgesetz, Strassengesetz, Perimetergesetz, die Umweltschutzverordnung, die Bekämpfung der Energieinitiative, die Initiative betr. Mитspracherecht des Volkes beim Strassenbau, oder jene gegen Atomanlagen, womit die Endlagerung im Misox verboten werden sollte. Diese Geschäfte hinterlassen Akzente und Spuren, die eindeutig auf den hervorragenden Politiker zurückgehen. Es seien hier weiter aufgeführt:

Projekte und Initiativen im Strassenbau, in der Verkehrs- und Energiepolitik, allesamt mitgeformt und mitgestaltet von Regierungsrat Cadruvi. Sein starker Kontakt zur Bevölkerung liess zweifellos erkennen, wo dem Mitbürger der Schuh am meisten drückte. Auch für ihn galt in der Politik die Maxime, das politische Machbare zu erzielen und nicht etwas zu erzwingen. Auf kommunaler Ebene möge insbesondere der gelungene Umbau des alten Schulhauses in Ilanz in ein Rathaus Erwähnung finden, der während seiner Präsidialzeit vorgenommen wurde, sowie die Gründung eines Verkehrsvereins Ilanz und des Regionalmuseums Surselva auf seine Initiative zurückgehen.

Donat Cadruvi war ein ausgezeichneter Anwalt und markanter Politiker. Sein Amt als Regierungsrat, dem er als Präsident dreimal in den Jahren 1981, 1985 und 1988 vorstand, übte er mit Freude, Energie, Ausdauer und unbändiger Einsatz aus. In seinen brillanten und formaljuristisch hervorragend abgefassten Ansprachen im Parlament war immer wieder neben dem Politiker von Format der Literat zu spüren.

Standespräsident Klaus Huber, heute Regierungsrat, verabschiedete Regierungsrat Cadruvi 1988 mit dem Satz: «Seine Arbeit hinterlässt scharfe Züge seiner Tätigkeit in vielen Bereichen.» Gemäss Presseumfrage (BZ 3. März 1998) charakterisieren seine Kollegen in der Regierung oder ehemalige Mitglieder Donat Cadruvi wie folgt:

Luzi Bärtsch: «Für mich war Donat Cadruvi ein Politiker mit

grossem Format; persönlich hat er mich durch seine Unabhängigkeit, Vielseitigkeit und Menschlichkeit überzeugt.» Alt Regierungsrat Reto Mengiardi: «Wir verfolgten die gleichen Grundsätze und daher haben wir sehr gut zusammengearbeitet. In der Regierung habe ich ihn als intellektuellen und empfindsamen Menschen mit einer raschen Auffassungsgabe erlebt.» Der Präsident der CVP-Graubünden, Ständerat Theo Maissen, qualifizierte den profilierten Staatsmann wie folgt: «Als Politiker war Donat Cadruvi für mich ein hervorragender und profilerter Vertreter der CVP. Seine eigene Haltung hat er immer sehr konsequent vertreten. Das führte zwangsläufig dazu, dass Donat Cadruvi nicht nur Anhänger, sondern auch Gegner hatte.»

Der Verfasser dieser Zeilen gestattet sich, dieser Würdigung zum Schluss eine persönliche Note beizufügen. Ich durfte als Absolvent der juristischen Fakultät Freiburg in den Jahren 1963 bis 1968 anfänglich als Praktikant und in der Folge als Mitarbeiter im Advokaturbüro Dr. Donat Cadruvi in Ilanz tätig sein. Im Verlaufe dieser fünf Jahre hat der Lehrmeister seinem Schüler insbesondere die juristische deutsche Sprache beigebracht und das solide Handwerk eines Juristen im Verkehr mit Klienten und Gericht vermittelt.

Dieser fruchtbare Lehrgang hat mich zeitlebens geprägt, weshalb ich noch heute in Dankbarkeit an diese schöne, jedoch strenge Lehrzeit im Hause «Spel badugn» zurückdenke. Nicht bloss berufliche Tätigkeit, nein,

auch freundschaftliche Bande haben meinem Leben den Stempel aufgedrückt. Wie oft hat Donat Cadruvi manchem Kunden einen Rat erteilt, einen Dienst erwiesen, seine Interessen gewahrt, ohne dabei überhaupt nach einer Entschädigung zu fragen. Eine Eigenschaft, die gerade heute, wo bloss materielles Denken vorherrscht, als unschätzbar einzustufen ist und den Verstorbenen auszeichnet. Ehrlichkeit, Aufrichtigkeit zählten für ihn zu den unverrückbaren Grundsätzen einer gegenseitigen Achtung und Freundschaft. Ein weiteres Merkmal, das einem Mitarbeiter und Freund in die Augen stach, war seine Schaffenskraft. Gerade während seiner Zugehörigkeit zum Bundesparlament in Bern, als er bloss über das Wochenende in seinem Büro anwesend war, konnten Lehrling und Sekretärin nur staunen, mit welcher Schnelligkeit in der Auffassung und Genauigkeit im Ausdruck und scharfem Rechtsdenken Donat Cadruvi Rechtsschriften abfasste, Gutachten erstellte und die umfangreiche Korrespondenz erledigte. 1968 machte ich mich selbstständig, worunter unsere enge Freundschaft etwas litt, jedoch aber mit dem Einzug in die Regierung keineswegs abgebrochen wurde. Donat Cadruvi kehrte bei jeder sich bietenden Gelegenheit nach Ilanz zu seiner Familie zurück, um seine Verbindungen zur Frau und zu den Kindern, Freunden, ehemaligen Klienten, Nachbarn und Mitbürgern nicht gänzlich zu verlieren. Heute ist nun die über 30 Jahre dauernde Freundschaft zu einem lieben und aufrichtigen, in-

telligenten und fleissigen Mann endgültig zu Ende gegangen.

Lieber Donat,
ruhe in Frieden.

Rudolf Toggenburg

Donat Cadruvi als Schriftsteller

Am 1. März 1998 erlag Dr. iur. Donat Cadruvi, alt Regierungs- und Nationalrat, im Kreise seiner Angehörigen einer schweren Erkrankung. Der politische Werdegang und seine politischen Leistungen auf kommunaler, kantonaler und eidgenössischer Ebene werden im vorstehenden Beitrag gewürdigt. Mir bleibt die Aufgabe, die schriftstellerische, journalistische und kulturelle Leistung hervorzuheben.

Bereits mit 16 Jahren schrieb Donat Cadruvi seine ersten Zeitungsartikel. Er schrieb für die «Gasetta Romontscha», aber auch in der deutschsprachigen Presse äusserte er sich regelmäßig, vor allem im «Bündner Tagblatt», im «Vaterland» und in den «Basler Nachrichten». Dem Journalismus blieb er während seines ganzen Lebens treu. Er war nicht nur ein eifriger Zeitungsleser verschiedener regionaler und nationaler Blätter, sondern er las auch Zeitungen anderssprachiger Kulturen. In einer Reihe von Artikeln mit dem sinnreichen Titel: «Fragen über Fragen – Zwischen Romantik und Amboss», äusserte sich Donat Cadruvi zur Lage der Bergbevölkerung (Separatabdruck aus

dem Bündner Tagblatt, 1973). In diesen Beiträgen kann man die soziale und staatsbürgerliche Einstellung des Politikers und Schriftstellers Cadruvi nachprüfen. Die Quintessenz daraus fasste der Autor folgendermassen zusammen: «Auf die Art und Weise, wie wir unsere Belange verfechten, kommt vieles an. Es geht immer wieder um die offene, sachliche und kontinuierliche Information der Aussenwelt über unsere Lebensbedingungen, unsere Sorgen, unsere Ziele und unsere Chancen in den Gegebenheiten unserer Zeit.»

«*Auf gemeinsamen Wegen – Erwägungen und Erfahrungen*»: unter diesem Titel erschienen über hundert Artikel aus der Feder Donat Cadruvis im «Bündner Tagblatt» zwischen 1989 und 1991. Es ist der gestandene Politiker, welcher auf Wunsch der Redaktion gesellschafts- und kulturpolitische Betrachtungen zu verschiedenen Fragen veröffentlicht, die die Leser und Zeitgenossen grundsätzlich oder wegen ihrer Aktualität beschäftigen, gleichgültig, wo sie leben.

Und in einem Gespräch mit unserem Autor anlässlich seines 70. Geburtstages (1993) haben die Journalisten Claudio Willi (Bündner Tagblatt) und Martin Cabalzar (Gasetta Romontscha) Fragen zu einigen wesentlichen Aspekten seiner vielfältigen Tätigkeiten und Lebenserfahrungen gestellt. Unter anderem gruppierten sich die Fragen auch um «Medien, Literatur und Sprache». In der Rückblende kann man dieses Dokument als eine Art politisches, sprachliches und kulturelles Vermächtnis anschauen.

Bereits 1943, mit 20 Jahren, beginnt die schriftstellerische Tätigkeit Donat Cadruvis mit der anspruchslosen Novelle «*Per vias e sendas*», veröffentlicht in der damaligen Monatszeitschrift «*Il Pelegrin*». Es erscheinen andere Novellen im Jahrbuch «*Il Glogn*» und die ersten Gedichte im Jahrbuch «*Ischi*» und in den «*Annalas*». Während die regelmässige Mitarbeit an Zeitungen sich auf deutsche und romanesche Beiträge beschränkte, blieb Cadruvi in Gedichten, Erzählungen, Kurzgeschichten, Biographien, Theatern und anderen literarischen Werken seiner romanischen Muttersprache treu. Von Donat Cadruvi wurden keine Bücher oder grössere Werke ins Deutsche übersetzt. Nur einzelne Gedichte wurden ins Spanische und ins Rumänische übertragen. Desgleichen erschien die Novelle «*La fama*» auf französisch (1982) und «*La mort da Martin Casti*» auf rumänisch (1992). In seiner Antwort auf eine entsprechende Frage von Claudio Willi, wieso er auf rätoromanisch schreibe, antwortete der Autor: «Ich schreibe in rätoromanischer Sprache nur deshalb, weil es meine Muttersprache ist. Vielleicht hätte ich es auch in deutscher Sprache versuchen sollen.» Und die Befähigung dazu hätte er ganz sicher gehabt. In seinem Nachruf zum Tode unseres Schriftstellers und Politikers schrieb Redaktor Georg Held unter anderem folgendes: «In seinen präsidialen Ansprachen (als Regierungspräsident), die formal und inhaltlich brillant abgefasst waren, war immer auch der Literat Cadruvi zu erken-

nen.» (Südostschweiz vom 2. März 1998)

Somit bleibt das literarische Werk Donat Cadruvis all denen, die des Romanischen unkundig sind, leider unzugänglich. Und darunter wird sich der Grossteil der Leserinnen und Leser des Bündner Jahrbuches befinden. Dafür werden viele die sehr prägnanten und lesenswerten Beiträge und Betrachtungen der letzten Jahre aus der Feder unseres Autors im Bündner Jahrbuch in bester Erinnerung haben, darunter «*Brennpunkte in dieser Zeit*» (1993), «*Streifzüge*» (1995), «*Bei offenem Fenster*» (1996) oder «*Erkundungen*» (1997).

1952 schrieb Donat Cadruvi im Rahmen einer literarischen Konkurrenz der Romania (sprachlich-kulturelle Vereinigung der Surselva) die vielbeachtete Novelle «*Il Socialist de Seglias*». 1977 erschien die Novelle in der literarischen Reihe «*Nies Tschespet*» in der Jubiläumsnummer unter dem Namen «*Sin ballontscha*» (In der Schwebe), umrahmt von einem ersten Teil «*Platta Pussenta*» und einem dritten Teil «*Signals*». In seiner Buchbesprechung in der «Bündner Zeitung» vom 25. November 1977 schrieb der damalige Seminarlehrer und Germanist Bernard Cathomas: «Sensationell und fürs Erscheinungsjahr 1952 sicher polemisch wirkt die Entlarvung der gesellschaftlichen Missstände, die Aufdeckung der Machtstrukturen im Dorf und das kecke Anrennen der Hauptfigur gegen Dorfmagnatentum und dessen unheiliger Allianz mit der katholischen Dorfgeistlichkeit.»

Ebenfalls in die Zeit des beruflichen Studiums an der Universität fallen die zwei Novellen «*La via nova*» und «*La fin dils Fatalis*», publiziert in «*Tiara e desiert*» (1953). Die Jahre strenger Verpflichtungen in Beruf und Politik schränkten die publizistische Tätigkeit mehr oder weniger auf Zeitungsbeiträge ein. Nach dem Austritt aus dem Nationalrat (1971) erschienen dann «*Brevs ad in magistrat*» (1971/1972), die Novelle «*La famiglia Danton*» (1972), «*Dus frars Mennardi*» (1953), eigentlich sein Lieblingswerk aus dieser Zeit, sowie «*Trapass*» (1975), eine Sammlung von Erzählungen und Novellen, aber auch die beiden Übersetzungen «*La sinfonia pastorala*» nach André Gide (1974) und «*Il prenci pignet*» (1975) nach dem weltbekannten Werk von Antoine de Saint-Exupéry.

Zwei Bände mit Gedichten sind erschienen: «*Fatschettas*» (1985) und «*Miu artg sogn Martin*» (1995). Viele der Gedichte wurden von namhaften Komponisten vertont.

Zur Veranschaulichung der lyrischen Tätigkeit seien hier zwei repräsentative Gedichte aus dem Werk «*Miu artg sogn Martin*» im Originaltext und in der deutschen Fassung von Vic Hendry wiedergegeben.

Igl incont dil semander

Cun ala de fier
en liunga traversa
taglia il crie
la tiara en zuolcs
e volva las travs.
Quei ch'era satrau
vegn uss' alla glisch.

Igl èr che resplenda
en fatscha tut nova
ed aud'a cantar il semnader
che smeina il bratsch
e sdreina il sem
sco plaids plein amur
e buontad e smarvegl.
En biala damaun uss crescha
la veta digl èr
ed arda la brama
dil temps primavaun.

Sämannszauber

Vor der Pflugschar
schneidet das Kolter
den Erdbalken entzwei –
das Streichblech hebt an,
verdreht und wendet
die Furche.
Verbogenes
kommt an das Licht.
Geackerte Erde,
ein neues Gesicht.
Der Sämann holt aus
erhebt die Stimme
beginnt mit der Saat.
Sonnige Morgen
ziehen herauf
und kündigen an
den vollen Schwung.

L'aua dil dutg

Il trutg era teis
humids e carpus
Ils pégnis che tunschevan
ragischs sco grefluns
e devan al vau
la fatscha d'entiert.

Sch'ei fuss buca stau
en via in dutg
cun sia cantada,
la grida d'amur,
che vess respirau,
clamau e tratg flad.

Con spert ch'el ei ius
sur crappa e cusch

cun gronda legria
per ir tras il mund
sin viadi persuls.
Tgei anim gagliard!

Am Wasser des Baches

Abschüssig der Pfad,
dumpf und ruppig.
Drohende Fangarme
der Tannen schmähen
den Durchgang des Wassers.

Was wäre gewesen?
Ohne die perlende
Klemme im Weg
mit ihrem befreienden
Aufschrei der Liebe.

Forsch und beherzt
sie ziehen vorbei
die glänzenden Klatscher
über Stock und Stein –
unständig und allein
durch das weite Land.

Im Buch von Iso Camartin «Rätoromanische Gegenwartsliteratur in Graubünden, Interpretationen, Interviews», Desertina-Verlag 1976, führte Cadruvi folgendes bescheiden aus: «Es mag Sie interessieren zu wissen, dass ich alle diese kleinen Werke ohne Ambitionen verfasst habe, aber auch ohne die Versuchung, ihnen eine grosse Bedeutung beizumessen. Ich bin kein romani-scher Messias. Ich schreibe, weil es mir Freude macht und weil es mich oft dazu drängt.» (S. 43 f.)

Seit 1990, aber auch bereits früher, befasst sich Donat Cadruvi intensiv als Theaterautor. Er hat mindestens 9 Stücke geschrieben. Unter anderem wurden die Theaterstücke «*Manfred e las drogas*» mit einer tragischen undbrisanten Problematik

in Disentis (1995) sowie «*Tgi ha carezau mei? Ni: In matg rosas per miu padrin*», 1995 in Trun aufgeführt. Von 1989 bis 1997 erscheint fast jedes Jahr ein Werk des Autors Donat Cadruvi. Es sind dies «*Cumiaus*» (Erzählungen), im «*Nies Tschespet 60*», «*O Dieus pertgiri!*» (Miniaturen) (1990), «*Tiaracotga*», 1991, (Erzählungen), «*Sabina*» im «*Nies Tschespet 63*» (13 Erzählungen), «*Orembora*», Miniaturen, (1993), «*Da perpeten en perpeten*» (1995), Kurzgeschichten mit zeit-

kritischem Inhalt, «*La fin dil mund a Petrarca*» (1997), drei Erzählungen und etwas vom besten aus der Feder unseres Autors, sowie «*Per exemplum Gabriel Ritter, ina raquintaziun*» (1997).

Als Redaktor des «Calender Romontsch» bin ich meinem Freund Donat Cadruvi sehr dankbar, dass er in den letzten Jahren immer wieder etwas von seinen literarischen Werken zur Verfügung gestellt oder eigens Beiträge für den «Calender» geschrieben hat. Der Schriftsteller

und Dichter Donat Cadruvi wurde nicht mit Auszeichnungen und Anerkennungen verwöhnt oder überhäuft, aus welchen Gründen auch immer. Um so mehr hat die Überreichung eines Anerkennungspreises durch die Regierung des Kantons Graubünden 1993 sowie die offizielle Würdigung und Ehrung für sein literarisches Schaffen durch die Stadt Ilanz 1995 ihn sehr gefreut.

Isidor Winzap

Alt Regierungsrat Tobias Kuoni (1921–1998)

Mit dem Tod ist das Lebenswerk auch des politisch Tätigen abgeschlossen. Erhalten bleiben geschaffene Werke und insbesondere das Beispiel und das Vorbild, das markante Persönlichkeiten hinterlassen. Eine solche Persönlichkeit war Regierungsrat Tobias Kuoni. Sein reiches Wirken in allen drei staatlichen Funktionen und auf allen drei staatlichen Ebenen beweist das eindrücklich.

Tobias Kuoni wurde am 28. März 1921 in Maienfeld geboren. Da wuchs er im elterlichen Hause des prominenten Rechtsanwaltes und demokratischen Politikers Dr. Andreas Kuoni auf, zusammen mit einer Schwester und einem Bruder. Er besuchte

in Maienfeld die Volksschule und dann in Schiers das Gymnasium. Hierauf absolvierte er an der Universität Bern das Studium der Rechte, das er mit dem Lizentiat abschloss. Anschliessend erwarb er das Bündner Anwaltspatent.

Als Mitglied des Stadtrates Maienfeld ab 1953 während 15 Jahren, gleichzeitig mehrere Jahre auch als Kreisrichter, hierauf von 1964 bis 1971 und wieder nach seiner Regierungstätigkeit von 1983 bis 1990 als Präsident des Bezirksgerichtes Unterlandquart stand Tobias Kuoni im Dienste der Öffentlichkeit. Hauptberuflich widmete er sich als Rechtsanwalt und Notar mit eigener Praxis der Rechtspflege. Im Militär erfüllte er seine Dienst-



pflicht zuletzt im Range eines Majors. In allen diesen Tätigkeiten kamen ihm über seine juristischen Kenntnisse hinaus sein Leistungswille, seine tiefen Menschlichkeit und sein ausgeprägter Gerechtigkeitssinn zustatten.

Als Mitglied des Grossen Rates ab 1957, zum Abschluss und als Höhepunkt 1971 als Bündner Standespräsident, zeichnete sich Tobias Kuoni durch sein breites

Wissen, seinen Weitblick und Zukunftsglauben aus. Seine stets am Grundsätzlichen und am Wesentlichen orientierten klaren Standpunkte und Stellungnahmen taten seiner Bereitschaft zu partnerschaftlicher Zusammenarbeit und zu Kompromissen, wo solche der Sache dienen konnten, keinen Abbruch.

Eine eigentliche Pionierleistung erbrachte Tobias Kuoni mit dem Aufbau der Savogniner Bergbahnen. Er war 1962 ein Mann der ersten Stunde und stand dann dieser für das Oberhalbstein und darüber hinaus bedeutungsvollen Unternehmung, mit einem Unterbruch bloss während seiner Regierungszeit, bis in sein letztes Lebensjahr vor. Diesem Lebenswerk galten sein ganzes Engagement, seine Begeisterung und auch sein Stolz.

Seine reichen Erfahrungen brachte Tobias Kuoni in die Bündner Regierung ein, in die er 1971 nach einem harten Wahlkampf als Vertreter der SVP gewählt wurde. Von 1972 bis 1974 leitete er das Erziehungs- und Sanitätsdepartement, dann ab 1975 bis zu seinem Rücktritt Ende 1982 das Departement des Innern und der Volkswirtschaft. In beiden Departementen entfaltete er, gestützt auf seine Kenntnisse, seine Erfahrung und Schaffenskraft, eine effiziente, nachhaltige Tätigkeit. Er war ein Vorgesetzter, der motivierte, der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in ein Team miteinbezog. Zugleich war er ein Chef, der Ziele ausmachte und vorgab, der Wegmarken setzte, lenkte und führte.

Und Tobias Kuoni war darüberhinaus ein wirklicher Kollege

im Regierungsgremium: gradlinig, offen, loyal, freundschaftlich verbunden. Damit trug er massgebend dazu bei, dass echte Kollegialität die Arbeit der damaligen Regierung kennzeichnete. Da gab es auch bei unterschiedlichen Auffassungen nach erfolgter Beschlussfassung nur die eine gemeinschaftliche Stellungnahme. Regierungsrat Kuoni stand rückhaltlos zu diesem Kollegialprinzip, überzeugt, dass sie eine unabdingbare Grundlage für eine verständliche, glaubwürdige und damit auch wirkungsvolle Regierungsarbeit bildete.

Die Kompetenz von Tobias Kuoni fand auch über die Kantonsgrenzen hinaus Beachtung. So wurde er in eidgenössische Kommissionen berufen, wo er sein Wissen und Können einbrachte, zugleich aber auch die Interessen von Graubünden wirkungsvoll wahrzunehmen wusste.

Regierungsrat Kuoni mochte weitherum als Wettertanne erscheinen. Wie diese besass er aber ein verletzliches Mark, ein empfindsames und zugleich teilnehmendes Wesen. Wenn er auch harsche Kritik und selbst ungerechtfertigte Vorwürfe manhaft und standfest trug, so blieb er davon doch keineswegs unberührt und manchmal unverletzt. Auch daran soll gedacht werden, um seiner Persönlichkeit gerecht zu werden. Aber auch um andern gegenüber gerecht zu sein, die oft ebenfalls an ihrem Äusseren gemessen und in ihrem Wesen verkannt werden.

Tobias Kuoni war eine starke, prägnante, eigenständige Persönlichkeit. Er war kein Viel- und

kein Schönredner. Er war ein Mann der Tat. Er stellte hohe Ansprüche, zuvorderst an sich selbst, an die Eigenverantwortung. Und er verdeckte den Individualisten in sich selbst nicht. Zugleich war für ihn aber öffentliches Wirken eine vornehme, verpflichtende Dienstleistung für das Gemeinwesen und für den Mitmenschen. Das war kein Widerspruch. Denn nicht dem Staat als Herrschaftsträger diente er mit aller Hingabe, sondern unserem demokratischen Staat als Garant für Recht und Gerechtigkeit, für soziale Sicherheit und wirtschaftliches Wohlergehen, als Mittler zwischen Stärkeren und Schwächeren.

Tobias Kuoni hatte seinen ruhigen Hort in seiner Familie. Sie war ihm Heimstätte. Seine Gattin Anni, seine beiden Töchter und sein Sohn gaben ihm Kraft und Rückhalt. Und sie waren bereit, ihren Gatten und Vater mit der Öffentlichkeit zu teilen.

Mit Tobias Kuoni, verstorben am 24. Oktober 1998, haben Graubünden und die SVP eine bedeutende, prägende politische Persönlichkeit verloren. Er war ein verlässlicher, loyaler, freundschaftlicher Kollege und Kamerad, ein zielstrebiger, aber auch verständnisvoller Vorgesetzter. Er war ein Politiker, der weiterum Vertrauen fand, weil er menschlich, ehrlich, glaubwürdig war. Daran wird man denken, wenn immer sein Name genannt wird.

Leon Schlumpf

Not Bott (1927–1998)



Zehn Jahre vor seinem Tod erhielt Not Bott einen Brief des Schriftstellers Wolfgang Hildesheimer, seinem benachbarten Freund in Poschiavo. Es ist dies bestimmt einer der schönsten und aussagekräftigsten Texte, die je über einen Bündner Künstler und sein Werk geschrieben wurden. Da die beiden nur wenige Minuten und durch den Talfluss, den Poschiovino, voneinander getrennt arbeiteten, beginnt der Brief mit der Bemerkung Hildesheimers, er hätte ihm das, was er hier schreibe, eigentlich auch mündlich mitteilen können. Er wisse die spontane Äusserung durchaus zu schätzen, aber sie sei einfach zu wenig reflektiert, wenn es darum gehe, sich «mit der Arbeit Deiner letzten Jahre zu befassen, und damit mit Deiner Position in der Kunst».

Wohl kaum ein anderer Bündner Künstler des 20. Jahrhunderts ist mit der Natur eine derart innige Beziehung eingegangen wie Not Bott. Und zugleich war es eine Beziehung, in der er, trotz oder gerade wegen seiner Kunst, niemals der Beherrschende, sondern stets der Suchende, der Entdeckende und Empfangende war: Da «Holz dasjenige Material ist, welches über jede Form, die der Künstler ihm geben mag, siegt, hast Du erkannt, dass es sich jeder Gewaltsamkeit widersetzt: dass es immer dominiert, als lebende Materie».

Wolfgang Hildesheimer schreibt, Not Bott sei nach mehr als drei Jahrzehnten künstlerischen Schaffens zu einem Stil gelangt, der es ihm erlaube, «alle Freiheiten durchzuspielen, die einem Künstler, der im Dreidimensionalen arbeitet, offenste-

hen. «Du arbeitest in einem geistigen Raum, in dem ausser einer strengen inneren Zucht, die schwer zu definieren ist, keine allgemeingültigen ästhetischen Gesetze herrschen, da jedes einzelne Stück seine eigene ästhetische Rechtfertigung aufbaut. Doch diesen Raum musstest Du Dir erst schaffen, und eben darin liegt Deine Kunst. Darin, dass Du Dich zwingst, zu Deinem eigenen Massstab zu werden.»

Wer Wolfgang Hildesheimers Brief liest, könnte leicht zur Annahme gelangen, Not Botts Leben sei mehr oder weniger ein Spiegelbild seiner künstlerischen Entwicklung gewesen. Wer jedoch den Spuren seiner Biographie nachgeht, entdeckt erst, wie hier ein Mensch allmählich zu jenen künstlerischen Ausdrucksformen fand, die bestimmt in ihm angelegt waren, aber während seiner ersten Lebenshälfte nur ansatzweise zur Entfaltung gelangen konnten.

Not Bott wurde am 14. Mai 1927 als drittes von fünf Kindern in Chaunt bei Valchava geboren. Er besuchte die Primar- und Sekundarschule im Val Müstair und arbeitete anschliessend im Bauernbetrieb seiner Eltern. Während zweier Winter fand er sein Auskommen, wie viele Bündnerinnen und Bündner in damaliger Zeit, in einem Hotelbetrieb in Pontresina.

Nachdem er 1947 die Rekrutenschule in Luzern hinter sich gebracht hatte, rückte Not Bott ein Jahr später in die Eidgenössische Zollschule in Liestal ein und liess sich dort zum Grenzwächter ausbilden: Schaanwald, Campocologno, Splügen und Avers Cröt gehörten in der Folge

zu den für viele Bündner Grenzwächter traditionellen Arbeitsplätzen. Splügen wurde auf dieser Wanderschaft der Grenze entlang zu einem ganz besonderen Ort, nicht in erster Linie, weil sich hier Not Bott als talentierter Skilangläufer entpuppte, sondern vor allem, weil er hier in Elisabeth Simmen eine Freundin und Lebensgefährtin fand, mit der er sich im Oktober 1955 verheiratete.

Nach der Heirat versah Not Bott seinen Grenzwächterdienst in Poschiavo und Umgebung. Dieser Dienst beinhaltete vor allem auch unzählige Touren im Gebirge, und während dieser Touren lernte er die ihn umgebende Landschaft des Val Poschiavo, sensibel wie er war, oft fein, oft gewaltig am beinahe unberührten Ort und auch zu jeder Jahreszeit kennen und immer mehr lieben. Weil sich die junge Familie – 1957 war Andreas, 1960 Gian Casper und acht Jahre später dann die Tochter Mirjam zur Welt gekommen – im Puschlav und besonders auch im Hauptort Poschiavo heimisch und glücklich fühlte, entschloss sich Not Bott, als er 1966 einen Versetzungsbefehl ins Bergell, nach Castasegna, erhielt, nicht den Wohnort, sondern vielmehr den Beruf zu wechseln. Dank eines kaufmännischen Fernkurses, den er bereits 1958/59 absolviert hatte, konnte er anfangs 1967 eine Stelle als kaufmännischer Angestellter bei der Kraftwerke Brusio AG antreten, die nun sein Leben während mehr als zwanzig Jahren begleiten sollte.

Eine seiner grossen Leidenschaften war in dieser Zeit das

Fischen, sei es gemeinsam mit dem Zürcher Fotografen Heinz Guggenbühl auf dem Lago di Poschiavo oder allein am Lago Bianco auf dem Berninapass. 1960 lernte er Silvia und Wolfgang Hildesheimer kennen, die seit drei Jahren in Poschiavo ihre Wahlheimat gefunden hatten, und es entwickelte sich allmählich eine andauernde und beiderseits bereichernde Freundschaft.

Die künstlerische Tätigkeit von Not Bott – «Ich bin glücklich, dass diese Beschäftigung mich gewählt hat», sagte er einmal – besitzt ihre ebenso einzigartigen wie eigenartigen Wurzeln, und zwar im tiefsten Sinne des Wortes. Sie liegt oft verborgen im Boden, Wurzelstücke, von Erdschichten umschlossen, umspült von kleinen Wasserläufen, von den Mineralien blank gescheuert, eingeklemmt zwischen Ge steinsbrocken, von Insekten bewandert und bewohnt, der Sonne preisgegeben, dem Regen, den Stürmen, dem Schnee. Diese Tätigkeit liegt aber auch, wie dies Wolfgang Hildesheimer festhält, im Künstler selber verborgen: «Not Bott hat sie erst gegründet, in wahrhaft schwerer Arbeit vieler Jahre, einem langen Prozess der Verabsolutierung, der ihn gelehrt hat, sich auf die Essenz seines jeweiligen Gegenstandes zu konzentrieren. Er hat gelernt, den Betrachter zu bewegen und die Bewegtheit zu kontrollieren.»

Begonnen hatte dieses Schaffen in den frühen fünfziger Jahren: «Laokoon 1954». Der Engadiner Maler Turo Pedretti sah diese Holzstatuette und erklärte gleich, Not Bott wisse wohl gar

nicht, wie gut diese sei. Er riet ihm, sie niemals zu verkaufen. 1962 und 1964 organisierte die Puschlaver Sektion der Pro Grigioni Italiano die ersten kleinen Ausstellungen, denen bald andere folgten: im Bergell, in Arosa, Davos und Chur, in St. Moritz und Poschiavo, in Uster, Frauenfeld und Wädenswil, im Tessin und in Basel, im benachbarten Veltlin, in Zürich, Bern und in der Nähe von Genf. Seine Skulpturen wurden für den öffentlichen Raum angekauft und auch privat gesammelt, in der Schweiz, in Deutschland und Holland, in Luxemburg, Frankreich, Italien und in den USA.



Den überwiegenden Teil von Not Botts Skulpturen bilden in ihrem Ursprung Wurzelstücke aus Arvenholz, gefunden im Val di Campo und im Oberengadin; Nussbaum, Eiche und Kastanie kamen hinzu. Anfänglich hatte er das Rohmaterial selbst oder mit einigen Helfern ausgegraben und dann zu Tal gebracht. Oft aber handelte es sich um riesige Stöcke, die nur noch mit dem



Helikopter in die Nähe eines befahrbaren Weges gebracht werden konnten. Die Suche nach den Wurzelstöcken und deren Auswahl behielt sich Not Bott stets selber vor, auch wenn er die Grabungs- und Transportarbeit in späteren Jahren spezialisierten Waldarbeitern übergab.

Gewandelt hatte sich im Verlauf der Jahre aber nicht nur die Beschaffung des Rohmaterials, es veränderte sich auch die eigene Sichtweise. Not Botts jüngste Werke würden sich durch Strenge und Klarheit auszeichnen, verspieltere, frei in den Raum greifende Formen habe er in eine kompakte, schlichte Form zurückgeführt, lesen wir 1996 im Berner «Bund». Man verspüre den Willen zur Reduktion, Formen wie der Kreis und die

Schleife zeigten seine Sicht auf den Kreislauf von Werden und Vergehen der Schöpfung in einer unendlich erscheinenden Zeit, schrieb Peter Masüger rückblickend im «Bündner Tagblatt».

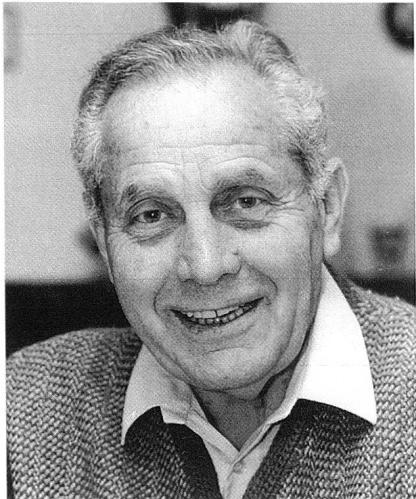
Doch dann wurde auch Not Botts Zeit endlich, Werden und Vergehen wurden nun zum eigenen Schicksal. Zwei schwere Operationen im Sommer 1996 raubten ihm einen grossen Teil seiner Schaffenskraft, und die Hoffnung auf eine Genesung schwand immer mehr. Trotzdem freute er sich ganz besonders, wenn seine Enkelkinder, die ihren Nonno über alles liebten, ihn in Poschiavo besuchten. Im April 1998 reiste er, wie immer von seiner Frau Elisabeth begleitet, nach Paris, in eine jener grossen europäischen Kunstmetro-

polen, die ihn in besonderer Weise zu faszinieren vermochten. Sein jüngerer Sohn war dort als Kunsthistoriker tätig.

Im Juli gleichen Jahres ging die letzte Reise ins prächtig gelegene Teglio im Veltlin zur Eröffnung einer Ausstellung im Palazzo Besta, wo unter anderem auch einige Werke seines Freunden Hildesheimer zu sehen waren. Am 24. November 1998 verstarb Not Bott, zwei Tage später wurde er von einem grossen Trauerzug von seinem Atelier – es war mit seinen Holz- und Harzdüften zweifellos das wohlriechendste Künstleratelier, das es je in Graubünden gegeben hat – zum reformierten Friedhof von Poschiavo begleitet.

Kurt Wanner

Alt Standespräsident Martin Simmen



Martin Simmen wurde am 1. Mai 1919 in Nufenen geboren, wo er in einer Bergbauernfamilie aufwuchs und schon in Jugendjahren in das bäuerliche Tagewerk eingebunden war. Die karge Landschaft und die strenge Arbeit wirkten sich prägend aus für sein Leben. Aber er wurde nicht Bauer. Als überdurchschnittlicher Schüler und in besonderem Masse gefördert durch seinen Lehrer entschloss sich Simmen, das Lehrerseminar in Chur zu besuchen.

Dort sind wir uns zum ersten Mal im Herbst 1934 begegnet, als wir uns anschickten, die Aufnahmeprüfung zu bestehen. Ich erinnere mich noch gut: Eine Schar prüfungsbeklommener angehender Seminaristen wartete vor der Schulzimmertür, als im Halbdunkel des düsteren Ganges ein weiterer Anwärter auftauchte. Sein behäbiger,

leicht wiegender Berglerschritt in nigelnagelneuen hohen Schuhen, die auf dem alten Parkettboden ein quietschendes Geräusch erzeugten, kontrastierte stark mit dem zum Teil nervösen Getrappel der übrigen halbschuhbewehrten Prüflinge. Hinterher, viele Jahre später, stelle ich fest, dass diese bodenständige Art aufzutreten, Symbolcharakter besass für eine Haltung, die Martin Simmen zeitlebens bewahrte. Was nicht heisst, dass er damals vor Prüfungsnerosität gefeit war. Martin war sensibler, als dies der äussere Habitus erahnen liess.

Zuerst logierte er im Konvikt, um später ein Zimmer zu beziehen im Lürlibadquartier. Und da hatten wir, eine ganze Gruppe, dem Mittenberg entlang denselben Schulweg, der Gelegenheit bot für ausgiebige und hin und wieder auch heftige Diskussionen zu schulischen, tagespolitischen und geschichtlichen Fragen. Dafür engagierte er sich schon früh, angeregt auch durch die liberale Unterrichtsweise unseres beliebten Geschichtslehrers Lorenz Joos. Es war eine glückliche Zeit für Martin, allerdings immer wieder getrübt durch den Mangel an Musikalität, der ihm eigen war, und der ihm angesichts der zahlreichen Gesangs- und Musikstunden oft zu schaffen machte. Vermutlich war dieses Handicap, vereint mit

der damaligen prekären Stellensituation für Primarlehrer, mit ein Grund, dass Simmen sich zu einem Sekundarlehrerstudium entschloss.

1946 trat er die Sekundarlehrerstelle in Jenaz an, die er als geachteter und erfolgreicher Pädagoge während fast eines Vierteljahrhunderts versah, was ich als Berufsberater bei den alljährlichen Besuchen in seiner Schule immer wieder erleben konnte. Zusammen mit seinem musisch begabten Kollegen Lanz waren die Voraussetzungen gegeben für eine produktive und segensreiche Lehrtätigkeit. Und der Gesangsunterricht blieb ihm hier erspart!

In Jenaz verheiratete sich Martin Simmen 1949 mit Anna Luzi. Zwei Söhne und eine Tochter wurden dem Ehepaar geschenkt, das sich eines harmonischen Familienlebens erfreute. Praktische Beziehungen zur Landwirtschaft blieben erhalten in der Familie seiner Frau, und viele Jahre später konnte Simmen als Präsident der Aufsichtskommission der Landwirtschaftlichen Schule Plantahof entsprechende Erfahrungen einbringen.

Nachdem er schon vorher dem Kreisgericht angehört hatte, wurde Martin Simmen im Jahre 1963 zum Landammann und zwei Jahre später zum Grossratsabgeordneten des Kreises Jenaz gewählt. Die betonte Neigung zu Politik und zu Rechtsfragen konnte er in der Folge in die Praxis umsetzen und tat dies auf seine eigenständige Weise. Es war auch kein Zufall, dass man ihn im Jahre 1978 zum Standespräsidenten wählte. Seine ge-

diegene Art zu politisieren war längst erkannt worden.

1972 trat in seiner beruflichen Karriere eine Wende ein, als er die Lehrtätigkeit aufgab und vollamtlicher Präsident des Bezirksgerichtes Oberlandquart wurde. Auch dieses Amt versah er mit vollem Einsatz und nicht zuletzt auch mit emotionalem Engagement. Aus Gesprächen konnte man erahnen, wie sehr ihn, um nur ein Beispiel zu nennen, Schicksale im Zusammenhang mit Ehescheidungen innerlich beschäftigten.

Simmens politisches Wirken kennzeichnete sich, wie gesagt, durch eine profilierte Eigenstän-

digkeit im Denken und Handeln. Hervorragendes Merkmal waren seine politische Ehrlichkeit und Verlässlichkeit. An einmal festgelegten Grundsätzen liess er nicht rütteln. Liberales Gedankengut konnte er ebenso bestimmt verteidigen wie konservatives Festhalten an Werten, die er für erhaltenswert hielt. Er war Föderalist, ohne daraus eine fundamentalistische Grundhaltung zu machen. Obwohl bündnerische Belange ihn besonders interessierten und beschäftigten: immer hat er dank ausgeprägter Belesenheit auch den Horizont für schweizerisches und internationales Geschehen offen gehal-

ten und teilweise in klug und originell geschriebenen Pressebeiträgen bearbeitet.

Ein stetes Anliegen von Martin Simmen blieb der Kontakt mit den Kolleginnen und Kollegen des Lehrerseminars, deren Zusammenkünfte er jeweils organisierte, bis ihm sein Gesundheitszustand dies nicht mehr erlaubte. Am 13. September 1998, vier Tage vor der Herbstzusammenkunft, die er wie alle anderen Treffen zweifellos mit Freude besucht hätte, wurde er durch den Tod dahingerafft.

Jakob Casal-Heldstab

Robert Zaccaria Ganzoni (1925–1999)

Will man das Leben von Robert Ganzoni beschreiben, wird man sich bewusst, in wie vielen und verschiedenen öffentlichen Aufgaben er sich engagiert hat, und man erkennt, dass wie ein roter Faden, eine Überzeugung, durch all sein Wirken zieht: die Liebe zu seiner Heimat, zum Engadin. Für ihn bedeutete das, Verantwortung zu übernehmen für das, was hier im Tal geschah, Verantwortung für Menschen und Natur, und dies sowohl in seiner beruflichen Tätigkeit als auch ausserhalb seines Berufes.

Robert wurde am 28. Juli 1925 in Celerina geboren als Sohn des

Robert Corrado und der Ulrica Ganzoni-Campell. Mit seinen drei Schwestern verlebte er eine glückliche Kindheit in Celerina und Chur. Nach der Kantonsschule studierte er Rechtswissenschaft in Zürich und Bern. Schon seine Promotionsarbeit aus dem Jahre 1954 zeigte die Richtung, die er seinem Leben dann gab – sie behandelte die Eigentumsverhältnisse des Bündner Waldes. 1956 eröffnete er in St. Moritz und Celerina eine Kanzlei als Rechtsanwalt und Notar. Der Heirat mit Elsi Buchli, ein Jahr später, entsprossen die vier Kinder Annetta, Madlaina, Sina und Riet. Sonnige Jahre in der Geborgenheit



einer beglückenden Harmonie in der Beziehung der Eltern miteinander und mit ihren Kindern, in einer allem Schönen, kulturellen Anliegen und dem öffentlichen Leben aufgeschlossenen Atmosphäre waren der Familie beschieden. Sie stand im Mittelpunkt von Roberts Leben. Seinen Kindern vermittelte er die Liebe zu Literatur und Kunst, zur Natur und ebenso zur romanischen Sprache und Kultur. Er liess sie

Anteil nehmen an seinen Interessen und Neigungen, förderte ihren kritischen Verstand und beeinflusste ihre positive Lebenseinstellung massgeblich.

Als leidenschaftlicher Alpinist hat Robert mit seiner Familie und auch mit dem SAC, sowie als Gebirgsinstruktor im Militär, viele unvergessliche Bergerlebnisse gehabt. Stark geprägt von den Ereignissen des Zweiten Weltkrieges hatte er ein politisches Bewusstsein entwickelt, dem er gemäss der Maxime nachlebte, dass Partikularinteressen stets zugunsten der Gemeinschaft zurückzustehen haben. Von diesen Prinzipien war auch seine Arbeit in der Freisinnig-Demokratischen Partei Oberengadin geprägt, der er in verschiedenen Chargen gedient hat. Von 1972 bis 1994 war er Präsident des Bezirksgerichtes Maloja, dessen Aufgaben in jenen Jahren ständig zunahmen. Er führte die vorgefundenen Strukturen in eine moderne, leistungsfähige Form über. Seine richterliche Tätigkeit stand stets im Zeichen seiner tiefen Überzeugung, dass das Recht dem Menschen zu dienen habe und niemals zum Selbstzweck werden dürfe.

Sein ganz besonderes Engagement hat dem Prinzip eines vernünftigen Umganges mit der Umwelt und den natürlichen Ressourcen gegolten, dies schon zu einer Zeit, als eine solche Haltung kaum populär war. Konsequent setzte er sich politisch für planungs- und baurechtliche Fragen ein, sowohl auf regionaler wie kantonaler und auch nationaler Ebene. Das geistige Erbe seines Vaters fortführend, war er

aktiv tätig im Bündner Heimat- schutz, dem er ab 1960 vorstand, der Cumünanza Pro Lej da Segl, aber auch in Werken wie der Stiftung Willem Mengelberg Zuort. Undogmatisch aber unbirrt, hat er sich diesen Zielen gewidmet, hat ohne Fanatismus den Andersdenkenden als Menschen stets geachtet und seinen Standpunkt zu verstehen versucht, und damit ist es ihm oft gelungen, auch verhärtete Fronten aufzubrechen, Gegner an einen Tisch zu bringen, und mit ihnen zu einem Konsens zu kommen. Ausdruck seines Glaubens war seine Arbeit für die Evangelische Kirchgemeinde Celerina, deren Vorstand er viele Jahre präsidiert

hat. In seine Amtszeit fällt die Renovation der Kirche San Gian. An all diesen Anliegen und Projekten hat er auch in seinem Ruhestand lebhaften Anteil genommen, und noch beschäftigte er sich mit vielen Plänen und Aktivitäten, als am 23. Februar 1999 ein Herzinfarkt seinem so reich- erfüllten Leben ein Ende setzte. Sein Name wird verbunden bleiben mit vielen Taten und Werken zugunsten unseres Tals, und der grosse Kreis jener, die ihn als Menschen und als Verfechter gerechter und allgemein gültiger Werte erlebt haben, werden ihn in dankbarer Erinnerung behalten.

Marcella Maier

Alt Ständerat Dr. Arno Theus (1911–1999)

Ein halbes Jahrhundert ist eine weite Zeitspanne im Leben eines Menschen. Und das ganz besonders, wenn sie eine derart bewegte Epoche umfasst wie die Zeit vor, während und nach dem Zweiten Weltkrieg, und wenn sie die Aktivität eines so engagierten, leistungswilligen Politikers absteckt, wie das Ständerat Dr. Arno Theus während nahezu 50 Jahren war.

Geboren am 18. Oktober 1911 in Thusis als Nachkomme der früheren Felsberger Glockengiesser Theus, die diesen Betrieb 1901 aufgaben, worauf sich die Eltern in Thusis niederliessen,

besuchte Arno Theus nach der Volksschule das Gymnasium in Chur. Hierauf absolvierte er das Volkswirtschaftsstudium in St. Gallen und in Bern und erwarb hier den Doktor rer. pol.

Nach Aufenthalten im Ausland kehrte Arno Theus nach Chur zurück und trat 1938 in die Dienste des kantonalen Bauernverbandes. Als Bündner Bauernsekretär entfaltete er eine intensive Tätigkeit, die gerade während der Kriegszeit besonders anspruchsvoll war.

Den Einstieg in die kantonale Politik unternahm Arno Theus als Grossrat des Kreises Trins.



Schon mit 28 Jahren wurde er, Bürger der Gemeinde Felsberg, von der Demokratischen Partei nominiert und an der Landsgemeinde gewählt. Dieses Amt vermittelte ihm einen breiten Einblick in alle Belange des kantonalen Staatswesens und insbesondere des Finanzhaushaltes. Es bildete eine erste Etappe auf dem langen Weg durch die bündnerische und eidgenössische Politik.

1950 wurde Arno Theus in den Kleinen Rat, die heutige Regierung, gewählt, dem er von 1951 bis im Sommer 1956 angehörte. Er amtete als Vorsteher des Erziehungs- und Sanitätsdepartementes und leistete da besonders im Schulwesen und im Armen- und Fürsorgewesen ganze Arbeit. Mehrere gewichtige Vorlagen aus diesen Jahren trugen unverkennbar seine Handschrift. Besonders in Erinnerung geblieben ist das kantonale Armengesetz von 1955. Es brachte den vor allem für viele Berggemeinden bedeutungsvollen Übergang von der heimatlichen zur wohnörtlichen Armenfürsorge. Auf den Sommer 1956 trat Arno Theus aus der Regie-

rung zurück. Er übernahm als Nachfolger von Dr. Albert Lardelli das Ständeratsmandat der Demokraten. Deshalb musste er aus der Regierung ausscheiden, weil mit Nationalrat Dr. Ettore Tenchio bereits ein Regierungsmitglied im eidgenössischen Parlament sass und gemäss damaliger Kantonsverfassung nur ein Doppelmandat zulässig war. So blieb die Regierungszeit von Arno Theus auf 5½ Jahre beschränkt. Es waren aber intensive und ergiebige Jahre.

Ab 1956 war Arno Theus während vollen 18 Jahren Mitglied des Ständерates. Er erwarb sich auch hier bald hohes Ansehen. Seine Schaffenskraft, seine Gründlichkeit und seine stets sorgfältigen, ausgewogenen Referate und Voten fanden runderum grosse Anerkennung. Der Ständerrat brachte das mit der ehrenvollen Wahl zu seinem Präsidenten zum Ausdruck. Arno Theus betreute dieses Amt 1970/1971 souverän und verantwortungsbewusst. Einen weiteren Höhepunkt in seiner parlamentarischen Tätigkeit bildete das ihm anvertraute, begehrte und angesehene Präsidium der Finanzdelegation der eidgenössischen Räte, wo er seine speziellen Kenntnisse und Erfahrungen in besonderem Masse einbringen konnte.

Neben dieser zeitaufwendigen und anspruchsvollen Tätigkeit betreute Arno Theus viele weitere und gewichtige Aufgaben mit dem gleichen Einsatz und derselben Sorgfalt. So amtete er als Präsident der damaligen kantonalen Steuerrekurskommission, der landwirtschaftli-

chen Kreditgenossenschaft, des interkantonalen Koordinationskomitees für die Behebung der gewaltigen Lawinenschäden von 1951, der Bündner Wanderwege sowie als Verwaltungsrat von Kraftwerkgesellschaften.

Besonders nahe stand Arno Theus die Graubündner Kantonalbank, ab 1957 als Mitglied des Bankrates, ab 1959 dann während 23 Jahren als fachkundiger, umsichtiger Präsident. Da entfaltete er sein ganzes Wissen, alle seine Fähigkeiten und seine ausgezeichneten Kenntnisse der bündnerischen Volkswirtschaft. Er hat die erfolgreiche Entwicklung des Bankinstitutes ganz wesentlich mitgestaltet und prägte das Erscheinungsbild in der Öffentlichkeit. «Mein Bänkli», wie er sein Lieblingskind zu nennen pflegte, errang unter seinem Präsidium und zu einem guten Teil dank seinem Weitblick eine bedeutende Stellung im Bankwesen und in der Wirtschaft Graubündens.

Das Ausmass und die Vielfalt des Wirkens von Arno Theus im Dienste von Gemeinwesen, Politik und Wirtschaft sind beeindruckend. Nicht minder ist es die Art und Weise, wie er jede Aufgabe, grosse wie kleinere, mit grosser Sachkenntnis und exemplarischer Sorgfalt bearbeitete, mit einer erstaunlichen Schaffenskraft, mit rückhaltlosem Einsatz. Zugleich auch mit ausgeprägtem Sinn für Gerechtigkeit und für soziale Anliegen. Zutiefst zuwider waren ihm Oberflächlichkeit und Halbheiten.

Arno Theus war weitherum bekannt, angesehen und beliebt, in unserem ganzen Kanton und weit darüber hinaus. Das gewiss

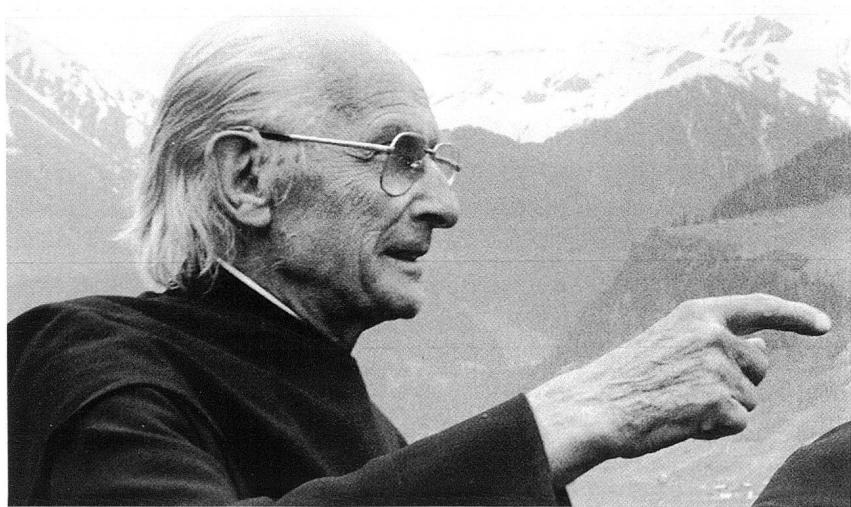
dank seiner Fähigkeiten und Leistungen, aber ebenso sehr wegen seiner imponierenden Persönlichkeit, seiner Originalität, seiner menschlichen Art und seiner Freude an den Köstlichkeiten des Lebens. Wie seine äussere Erscheinung waren auch sein Lebensstil und seine Gepflogenheiten unverwechselbar. Er schätzte Gesellschaft, war umgänglich und gewinnend. Daher stammte seine grosse Popularität, gewiss aber auch seine schier unerschöpfliche Arbeitsfreude.

1939 hatte sich Arno Theus mit Caty geb. Brunold verehelicht. Der Ehe entsprangen ein Sohn und zwei Töchter. Die Ehegattin war ihm zeitlebens eine besorgte, umsichtige Lebensbegleiterin, die ihm jede Fürsorge und manche wertvolle Mitarbeit zuteil werden liess und ihm Rückhalt und Heimstätte gab. Er verdankte ihr diese Hingabe im letzten Lebensabschnitt, als sie krankheitshalber auf seine Hilfe angewiesen war. In beispielhafter Weise nahm er sich seiner Gattin an, und diese Aufgabe stand im Mittelpunkt seiner letzten gemeinsamen Jahre.

Graubünden und die SVP haben mit Dr. Arno Theus, gestorben am 24. März 1999, von einer starken Persönlichkeit Abschied genommen, die ihnen und der Eidgenossenschaft ausgezeichnete Dienste geleistet hat. Die Verdienste und das prägnante Wesen des markanten Zeitgenossen und verlässlichen Freundes sichern ihm ein gutes, dankbares Andenken.

Leon Schlumpf

Dr. P. Flurin Maissen (1906–1999)



Lebenslauf: P. Flurin Maissen wurde am 22. April 1906 in Ilanz geboren. Gymnasium bei den Benediktinern in Engelberg. Philosophische Studien in Fribourg. 1929 trat der junge Maissen ins Kloster Disentis ein. Priesterweihe und Primiz 1933. Studium der Mineralogie und Physik in Fribourg mit Doktorat. Sodann Lehrer dieser und anderer Fächer an der Klosterschule, wo er zeitweise auch Kapellmeister war. Von 1963 bis 1998 Benefiziat in Rumein.

P. Flurin war eben nicht einzuordnen oder auf einen Nenner zu bringen. Als Mönch gehörte er zu seinem Kloster; als Priester kann er von der katholischen Kirche in Anspruch genommen werden. Er war beides, aber weit mehr als das, und dies vielleicht nicht einmal in erster Linie. Der Gravitationspunkt seiner Persönlichkeit befand sich ausserhalb des Klosters und seiner Kirche, so befremdend das klingen mag. Paradoxalement war er aber tief im Benediktinertum verwurzelt; auch nährte sich seine Persönlichkeit von verborgenen christlichen Wurzeln. Nur bewegte er sich dabei vorzugsweise ausserhalb des Institutionellen im Raum des universell Geschöpflichen, den ihm gerade sein Glaube öffnete.

Maissen trat zuerst als Naturforscher an die Öffentlichkeit. Seine Dissertation über die Mi-

Am Karsamstag, den 3. April 1999, starb P. Flurin Maissen im hohen Alter von 93 Jahren im Kloster Disentis, umgeben von der Klostergemeinschaft der Benediktiner, der er angehörte. P. Flurin war weit über die Klostermauern, die Kantons- und Landesgrenzen hinaus bekannt. Dabei «erschien» er jeweils in verschiedener Gestalt, was die «Einordnung» seiner Persönlichkeit nicht erleichtert.

neralklüfte und Strahler der Sur-selva fand rege Aufmerksamkeit und erblickte – eher aussergewöhnlich für eine Dissertation – eine zweite Auflage. An der Klosterschule Disentis lehrte P. Flurin denn auch über Jahre Mineralogie, führte die Studenten auf Ausflügen zu den Fundorten seltener Mineralien und lehrte sie in den Felsen die Anzeichen einer verborgenen Mineralkluft erkennen. Mineralogie ist aber nur ein Teilbereich der Naturwissenschaften. Uns Studenten schien es, dass P. Flurin in der Physik den Zugang zu einer universellen Naturwissenschaft suchte. Im Unterricht musste er zwar die üblichen Kapitel der klassischen Physik durchnehmen, manchmal ohne grosse Begeisterung, wie ihm überhaupt jede Routine zuwider war. Aber immer wieder wies er darüber hinaus auf die mit der Quantenmechanik eröffneten neuen Bereiche der Naturwissenschaft hin, wo die Physik an die Philosophie grenzt und die im 19. Jahrhundert grob gezogenen Grenzen zwischen Geist (so weit diese Dimension damals nicht einfach fallengelassen wurde) und Materie verwischt werden oder wenigstens nicht mehr so gelten können. Vielleicht war P. Flurin in seinem innersten Anliegen Physiker in diesem Sinn, was ihn zugleich den alten griechischen «Physikern», d.h. Naturphilosophen annäherte. Auf diese Verwandtschaft zwischen Physik und alter Naturphilosophie hat W. Heisenberg, den P. Flurin im Physikunterricht immer wieder zitierte, in seinem Buch *«Physik und Philosophie»* hingewiesen.

In diesem geistigen Umfeld, wo der Blick auf das Ganze gerichtet ist, lässt sich sein Verhältnis zu Religion und Kirche verstehen, das er als Mönch und Priester nie leugnete. Diese zwei Grössen standen für ihn aber im Kontext der – ganz aufklärerisch verstandenen – Naturreligion. Die «positive», geschichtlich konkrete, als Konfession existierende Religionsform, die auf Rechtgläubigkeit und Abgrenzung gründet, war zwar der historische, gleichsam unausweichlich gegebene Boden, auf dem er geboren wurde, der ihm aber letztlich, wenn nicht gleichgültig, so doch von zweit-, wenn nicht drittrangiger Bedeutung blieb. Überlegungen über (katholische) Dogmen, über Orthodoxie, über die Rechtmässigkeit irgendeiner Kirche, wie sie noch in der katholischen Apologetik geübt wurden und werden, blieben ihm wesensfremd. Soweit er in Diskussionen darüber verwickelt wurde, wies er auf die natürliche Grundlage einer für den Physiker annehmbaren «allgemeinen» Religiosität hin. Der erste Artikel des Glaubensbekennnisses, der von Gott dem Schöpfer spricht und nur allzu oft entweder übergangen oder vom Christusglauben überdeckt und «aufgesogen» wird, blieb für P. Flurin die allumfassende, nicht auf Christologie reduzierbare Grundlage seiner Geistigkeit. P. Flurin war nicht fromm im kirchlichen Sinn. Aber er kannte die Ergriffenheit angesichts der Grösse der Natur, jene kosmische Mystik, die an den Grenzen der Erkenntnis in tief erlebte Erfahrung übergeht.

Dennoch, oder gerade deswegen, wandte sich P. Flurin konkreten Fragen des Verhältnisses des Menschen mit der Natur zu. Naturmystik war für ihn nicht Flucht, sondern Ausgangspunkt seiner Beobachtungen, Besorgnisse und Vorschläge. «Natur» bedeutete für ihn keineswegs das Objekt eines allgemeinen, «unpolitischen» oder romantischen Schwärzmertums. Sie zeigte sich ihm auch als die rücksichtslos ausgebeutete, verbrauchte und bedrohte Umwelt. Deshalb setzte sich dieser Naturmystiker – ganz in der Tradition der besten Mystik – auch politisch ein, vor allem bezüglich alternativer Energiequellen, die nicht gegen die Natur, sondern mit ihr erschlossen werden sollten. Konkret ging es damals um die Erhaltung der Rheinauen bei der Verwirklichung der *«Ovras Rein Anterior»* und um die Rettung der alpinen Hochebene Greina. Er sparte nicht mit Kritik an der Energie- oder Agrarpolitik. Seine diesbezüglichen Kolumnen in der Presse wurden gelesen und – gestoppt. Dieser für ihn naturgemäss Übergriff ins Politische rückte ihn, der von Haus aus konservativ war, in die Nähe des Sozialismus, wie er dem Schreiber gegenüber einmal halb ironisch und halb im Ernst anvertraute. Oft blieb es bei Vorschlägen und Ideen; manchmal folgten Ansätze zur Verwirklichung, etwa beim Biogas oder in der Ausnutzung der Sonnenenergie. Angeregt von der Biographie des kroatischen Physikers und Erfinders N. Tezla sann er über die Möglichkeit nach, die «kosmische Energie» einzufangen.

Aber auch hier musste er es bei der Idee bewenden lassen. Es genügte ihm meistens der prinzipielle Nachweis, dass etwas verwirklicht werden kann. Darin zeigte sich ein fast kindlich-naiver Zug seiner Persönlichkeit. Er war überzeugt, dass Ideen, die ihn begeisterten, andere zur Tat hinreissen würden. Dem ist erfahrungsgemäss nicht immer so. Man hört gerne zu, aber der Schritt zur Tat ist eine andere Sache. So blieb in den sechziger Jahren beispielsweise sein Unternehmen für eine Universal-sprache, «*Interlingue*» genannt, oder ein von ihm in Rumein gegründeter Filmclub in den Anfängen stecken: viele liessen sich gerne Filme vorführen, aber sich für die Kleinarbeit der Organisation einzusetzen, war doch eine Zumutung.

Wenn dieser das Prinzipielle privilegierenden Haltung manchmal auch etwas Phantastisches anhaftete, so zeigte sie auf ihrer «Rückseite» die eigentliche Stärke von P. Flurin, nämlich seine unermüdliche Dialogbereitschaft. Da es für ihn – mit Ausnahme vielleicht seiner muttersprachlichen Überzeugungen – nichts Fertiges, Abgegrenztes, dem kritischen Hinterfragen Ent-hobenes gab, stellte er sich jedem Diskussionsthema mit neuem Interesse. Vorgegebene Grenzen des Denkens und der Vorstellung gab es für ihn nicht. So konnte er sich beispielsweise noch in seinem hohen Alter für das psychologische Problem des Autismus oder für die in Tübingen entwickelte Schöpfungsethik interessieren. Das diesen Beispielen anhaftende Beliebige und Zufälli-

ge ist gerade für P. Maissen charakteristisch. Alles Systematische widersprach seinem Wesen, denn Systeme schaffen Grenzen und Ordnung, und niemand moikierte sich mehr über seine Unordnung als er selber. Warum die Leute so gerne zu mir kommen? Sie finden hier die gleiche Unordnung vor, die sie daheim auch haben, meinte er. Diese «Unordnung» kann bei ihm durchaus als Symbol des Unfertigen und Offenen verstanden werden. Eine der Grenzen, die für ihn nicht bestanden, war die zwischen Sakralem und Profanem, für einen katholischen Priester eine nicht ganz einfache Sache. Für ihn war die Natur seine Kirche und der Einsatz für sie sein Gottesdienst. So konnte es vorkommen, dass er die Predigt durch die Vorführung irgendeiner von ihm ersonnenen technischen Vorrichtung ersetzte, etwa wie man mit gebündelten Sonnenstrahlen ein Spiegelei kochen kann.

Eine Persönlichkeit wie P. Flurin Maissen brauchte ihre konkreten Freiräume. Im Kloster Disentis, wo er bis 1965 residierte, stand ihm das Physikzimmer und der dazu gehörende Vorberichtungsraum zur Verfügung. Hier hörte er seine Musik, vorab Bruckner und Beethoven, führte interessierte Studenten in den Sonatensatz ein, kochte seine Polenta, weil ihm das Klosteressen nicht gut bekam, druckte auf einer kleinen Offsetdruckmaschine «*Li Gimnasiast*», eine in «*Interlingue*» von ihm herausgegebene und von den grösseren Schülern mitgetragene Zeitschrift. 1965 schickte ihn der damalige Abt Viktor Schönbäch-

ler nach Rumein, einem zum Kloster gehörenden Benefizium. Hier konnte P. Flurin, auch dank der verständnisvollen Klostergemeinschaft, schalten und walten wie er wollte. Unzählige Menschen gingen da ein und aus, genossen die offenen Räume des Benefiziums und nahmen in Gesprächen an P. Flurins Ideenreichtum teil. Die weltbekannte Klarinettistin Sabine Meyer fand in Rumein nach den Auseinandersetzungen mit den Berlinern Philharmonikern Ruhe und Musse und schloss mit P. Flurin eine bis zu dessen Tod dauernde Freundschaft. Seine Menschenfreundlichkeit galt aber vor allem den Kindern, die freien Zutritt zum Benefizium hatten und von ihm zu neuen Spielen angeregt wurden. Von Rumein aus wurde er als der Pater, der «grün sieht» im deutschen Fernsehen bekannt. Im Südwestfunk wurde P. Flurin mehrmals von Marianne Müsse, der leitenden Redakteurin für Kirchliches, zur Denkpause um 05.55 eingeladen. In seinen letzten Lebensjahren fand P. Flurin in Frau Müsse eine treue und liebevolle Hilfe.

Ein Zentralthema nicht nur seiner Arbeit in Rumein war für P. Flurin die rätoromanische Muttersprache. Er fasste sie als Erbe und Auftrag auf, für die er sich persönlich verantwortlich fühlte. Dabei wurde der junge Maissen von seinem Onkel Kanonikus Cahannes beeinflusst und geprägt. 1924 gab Cahannes seine Grammatik des Surselvischen heraus. Diese blieb für ihn Richtschnur seiner Bemühungen um die rätoromanische Sprache. Als Ende der fünfziger Jahre im Sur-

selvischen mehrere grammatischen Funktionen auf eine Präposition, dem für Adverbialfunktionen verwendeten «da», gehäuft wurden, setzte er sich zusammen mit seinen Brüdern vehement gegen diese Neuerung ein. Es handelt sich um die berüchtigte Auseinandersetzung um das «de» und «da», eine von den Neuerern in ihrer Bedeutung heruntergespielten «Ver-einfachung», die von den Gegnern aber in ihren vermeintlichen oder tatsächlichen negativen Folgen entsprechend hochstilisiert wurde. Böse Worte fiefen, Freundschaften wurden zerstört und manche Scherben blieben zurück, bis P. Flurin dann auch über diese weitgehend erfolgreiche Neuerung hinwegsah. Ein zweiter Anlass bot das seit den achtziger Jahren aufkommende *Rumantsch Grischun*. Entgegen seinem sonstigen Charakter zeigte sich bei P. Flurin in diesen Kämpfen etwas Kompromissloses und geradezu Hartes. Die Weite seines geistigen Horizonts gab schliesslich allem die richtigen Proportionen und bewahrte ihn vor Verbitterung. Dazu kam die Fähigkeit zu lachen, auch über sich selbst, eine seltene, bei P. Flurin aber ganz ausgeprägte Eigenschaft, durch die er schon als Gymnasiast in Engelberg sich auszeichnete und die Lehrer in Verlegenheit oder auch zur Weissglut brachte.

Dem Romanischen widmete P. Flurin einen grossen Teil seiner Arbeitszeit. Er übersetzte und verfasste selber Theaterstücke für das Fasnachtstheater am Kollegium Disentis. Er schrieb einen in diesem Jahr

wieder neu verlegten Roman «*Ils de Palasecca*». Er war Mitverfasser zweier romanischer Schulbibeln, die «Bibla Pintga» und die «Bibla per Scola e Pievel». Vor 30 Jahren startete in Rumein ein für Romanistikstudenten bestimmter Romanisch-Kurs, der gerade auch im Ausland Beachtung fand. Der Kurs wurde später nach Laax in die Casa Caltgera verlegt, wo er bis heute weitergeführt wird, allerdings nicht mehr als Seminar zur Einführung in romanische Sprache und Kultur, sondern eher für den praktischen Gebrauch eines breiteren Publikums. Zahllos sind P. Flurins Skizzen zu sprachpolitischen, sprachrechtlichen und etymologischen Fragen. Vieles blieb Torso. Auch ein langes Leben reicht für so viele Interessen nicht aus. «Ich muss um Verlängerung eingeben», meinte er einmal schmunzelnd.

Mehr als ein abgerundetes Werk lässt P. Flurin die Erinnerung an seine Gespräche zurück. Er ist weniger ein Mann der Ernte als ein Sämann, dessen Geste nie ganz vergebens ist. Er gleicht mehr Sokrates, der durch seine Ironie und kritischen Fragen die Gesprächspartner an- oder aufregte, als Plato, der dessen Philosophie schriftlich fixierte und weiterentwickelte.

Vor einem Jahr nötigte ihn das Alter, ins Kloster zurückzukehren. Die Klostergemeinschaft, die getreu der Benediktinerregel die Eigenart dieses Mönches respektierte, begleitete ihren Senior auf seinem letzten Weg. «*Nimm, lies und tu's!*», der von ihm selber gewählte Titel für einen Sammelband seiner Kolumnen, ist wohl auch Auftrag für seine Freunde.

Ursicin G. G. Derungs

Heinrich Schad-Roner (1930–1999)

Heinrich Schad ist als Bürger von Bülach am 23. Oktober 1930 in seiner Heimatgemeinde geboren worden. Zusammen mit seinem jüngeren Bruder verbrachte er seine ersten Lebensjahre umsorgt von seinen Eltern in einfachen, aber durchaus geordneten Verhältnissen. Er war fünf Jahre alt, als seine Mutter starb, und elfjährig verlor er auch seinen Vater. Die beiden

Brüder zügelten nun zu den Grosseltern. Doch auch diese verstarben recht bald, und kurze Zeit später folgte ihnen auch sein Bruder nach. Heinrich Schad war nun Vollwaise. In echter Patenpflicht wurde er in die Familie seiner «Gotta» in Neftenbach aufgenommen. Er war zwar allein, aber er konnte hier in Geborgenheit aufwachsen, und seine guten Beziehun-

gen zum Zürcher Unterland behielt er zeit seines Lebens in dankbarer Erinnerung.

Heinrich wollte Schreiner werden. Schon bald nach Beginn seiner Lehrzeit befahl ihm eine schwere und langwierige Krankheit. Seine Lehrzeit musste er zu Gunsten einer Kur in Davos unterbrechen. Wieder einigermassen hergestellt, führte er seine Lehre fort und schloss sie mit gutem Erfolg ab. Sein Wunsch, Schreiner zu werden, ging damit in Erfüllung.

Doch von ärztlicher Seite wurde ihm ein Berufswechsel empfohlen. Die Arbeit am Holz erfolgte mehr staubbelastet als üblich, seine Lungenkrankheit sei zu beachten. Heinrich verstand und beachtete dies und suchte sich eine neue Lehrstelle. Diese erhielt er in der Maschinenfabrik Oerlikon (MFO), er wurde Maschinenzeichner. Auch diese zweite Lehrzeit absolvierte er – trotz krankheitsbedingten Unterbrechungen – mit Erfolg und blieb der Firma treu, bis ihn die Krankheit 1954 zu einem weiteren, zwei Jahre dauernden Kuraufenthalt im Sanatorium Altein in Arosa zwang. Mit Rücksicht auf seine Krankheit entschied er sich, nach seiner Kur in Arosa zu bleiben. Bei einer Familie mietete er ein recht bescheidenes Zimmer, begann zu arbeiten und sich im Selbststudium weiterzubilden. Die MFO, seine Lehrfirma, versorgte ihn mit Arbeit. Damit verdiente er wenigstens so viel, dass er sich einigermassen «über Wasser» halten konnte. Ein Dauerzustand konnte das jedoch nicht sein. Von einem Freund erhielt er den Hin-



weis, seine gute zeichnerische Begabung im Vermessungsessen zu erproben und so eventuell einen ihm besser zusagenden Beruf auszuüben. So drängte sich die Frage auf, ob er jetzt noch eine dritte Lehrzeit durchstehen sollte. Im Blick auf sein Alter verwarf er diesen Plan und wollte sich im Selbststudium mit Kursbesuchen und praktischer Arbeit diese Ausbildung holen. Bei einer St. Galler Firma fand er dazu Gelegenheit: Er wohnte in Arosa und begab sich wöchentlich nach St. Gallen. Dank guter Fortschritte durfte er sich bald Vermessungszeichner nennen und hatte sich auch Kenntnisse in Kartographie erworben. In Arosa mietete er an bevorzugter Geschäftslage seinen ersten Büroraum. Nebst den Aufträgen der MFO gingen erfreulich viele Bestellungen aus den Kantonen St. Gallen und Graubünden, von Gemeinden und auch von halböffentlichen Institutionen ein. Das Geschäft florierte, es benötigte Personal, mehr maschinelle Einrichtungen und weitere Büroärmlichkeiten.

1963 ging Heinrich Schad mit Annalea Roner aus Zernez die Ehe ein. Seine Gattin war auch beruflich gut ausgebildet. In ihr gewann Heinrich eine gewiefe Verwalterin seines Bürobetriebes – zwar nicht deswegen gesucht, aber doch «gefunden». 1966 baute das Ehepaar an ausgesucht schöner Lage in Arosa ein Chalet. Damit hatte Heinrich endlich sein «Zuhause», gegründet und geführt in einer sehr harmonischen und glückhaften Gemeinschaft bei der Ehegatten.

1968 erweiterte Heinrich Schad seinen Betrieb durch die Anstellung eines Bauingenieurs, welchem bald ein zweiter folgte. Damit wurde der Firmazweck erweitert und neu umschrieben mit «Vermessung und Bautechnik». Der Betrieb florierte und wurde durch ein Zweiggeschäft in Chur ergänzt. 1970 folgte die Gründung einer Aktiengesellschaft namens «Schad und Frei, Kartographische Anstalt AG» mit Sitz in Bern. Auch diese Firma entwickelte sich erfreulich und bearbeitete Aufträge aus dem In- und Ausland.

Heinrich Schad pflegte zeit seines Lebens Geschichte als sein Hobby. Das führte ihn schon früh dazu, sich mit Fragen der Politik und mit politischen Parteien zu befassen. In Arosa schloss er sich der SVP an. Damit öffnete sich ihm ein steil nach oben weisender Weg. Er begann seine politische Laufbahn 1962 als Stellvertreter des Gemeinderates. Ab 1964 wirkte er bis 1978 als Gemeinderat und anschliessend bis Ende 1987 als Gemeindepräsident. Von 1971

bis 1994 vertrat Heinrich Schad während 23 Jahren den Kreis Schanfigg im Grossen Rat des Kantons Graubünden mit dem politischen Höhepunkt, das er für die Amtsperiode 1991/92 zum Ständespräsidenten gewählt wurde. Damit wurde er seit der Schaffung des Kreises Schanfigg 1851 der erste Ständespräsident der Gemeinde Arosa.

Sehr vielseitig und erfolgreich waren seine Tätigkeiten als lokaler Politiker. In der Gemeinde Arosa war er als Gemeinderat und Präsident der vorberatenden Baukommission durch den damals eingetretenen Bauboom ganz besonders gefordert. So tragen heute noch die damals erlassene neue Bauordnung, die Organisation und der Betrieb der Kehrichtbeseitigung, der Bau und die Inbetriebnahme der Kläranlage wie auch der Betrieb des gemeindeeigenen Elektrizitätswerkes seine Handschrift.

Aber auch für das Tal Schanfigg und seine Gemeinden erbrachte Schad verschiedene beachtenswerte Leistungen und Verbesserungen. So zeichnete er massgeblich für die Gründung der Gemeindekorporation Kraftwerk Lüen, mit dem Ziel, das bisher von der Stadt Chur betriebene Kraftwerk zu übernehmen und dadurch den Gemeinden die Stromversorgung sicherzustellen. Im Interesse derselben Gemeinden erfolgte der Beschluss, sich dem Gemeindeverband zur Abfallwerwertung anzuschliessen, dessen Vizepräsident er bis zum Frühjahr 1996 war. Die guten Beziehungen, welche Schad mit

dem kantonalen Bauamt verband, führten zum kaum weiter beachteten Ausbau der Schanfiggerstrasse. Schad war weiter Mitglied des Verwaltungsrates der Rhätischen Bahn und in dieser Funktion von 1983 bis 1996 auch Mitglied des Verwaltungsrates der Arosa Bergbahnen AG.

Im Grossen Rat des Kantons Graubünden galt Schad als typischer Verkehrspolitiker. So präsidierte er u. a. die Vorberatungskommission für die grundsätzliche Klarstellung des Kantons zum Problem der Splügenbahn und später wieder jene Kommission, welche das Verhältnis des Kantons zur Vereinabahn und zum Flüelapass zu klären hatte. Sein besonderes Interesse fanden allgemein Probleme des Kantons im Bereich des Sanitätswesens, der Energie und des Verkehrs.

Wie sich Heinrich Schad für das Wohlergehen der Allgemeinheit uneigennützig und ganz persönlich einsetzte, zeigt das nachfolgende Beispiel: Der Kanton Zürich war Eigentümer und Betreiber der in Arosa gelegenen «Höhenklinik Altein», deren Betrieb eingestellt und deren Liegenschaft verkauft werden sollte. Als der Arosa-Zürcher Heinrich Schad davon hörte, benützte er seinen nach Zürich immer noch gut spielenden «Draht» und erreichte, dass die Höhenklinik pachtweise an eine grössere Reiseorganisation abgegeben und so in Arosa ein massgebender Hotelbetrieb errichtet wurde. Der Kanton Zürich war nach Schads erfolgreichen Verhandlungen aber auch damit einverstanden, das

frühere Hotel Surlej, welches der Höhenklinik als Personalhaus gedient hatte, zu einem symbolischen Preis in eine Stiftung zu überführen. Schad organisierte die Stiftung «Klinik Surlej», veranlasste deren Gründung, sorgte für die Gestaltung des Betriebes und war Präsident des Stiftungsrates bis zu seinem Ableben am 10. Mai 1999. Arosa kam so zu einem Spitalbetrieb, zu einem Pflegeheim und zu einer annehmbaren Alterssiedlung.

Bei der Würdigung des Lebenslaufes von Heinrich Schad ist stets zu berücksichtigen, dass er in jungen Jahren von einem schweren Lungenleiden befallen wurde, welches nie mehr vollständig ausheilte. Unter diesen Umständen sich als Vollwaise allein zu bilden, den beruflichen Weg zu finden, sich im Geschäftsleben, in Politik und Ämtern voll und erfolgreich einzusetzen, braucht klare Zielsetzungen, ausgesprochene Willensstärke und einen guten Charakter. All diese Voraussetzungen besass Heinrich Schad. – Er wird uns in Zukunft sehr fehlen.

Paul Zinsli